

Umschau

Das Laacher Missale

Die ästhetische Gestaltung des Missale ist eine Teilaufgabe der kirchlich-liturgischen Kunst; es muß so geformt werden, daß es sich nicht nur vom profanen Buch, sondern auch vom religiösen im weiteren Sinn unterscheidet. Da es aber auch dem praktischen Zweck einer mühelosen Lesung für den Priester zu dienen hat, ergeben sich für den Former keine geringen Schwierigkeiten, da nüchterne Gebrauchszwecke und ideale Ziele sehr oft im Widerstreit liegen. So können wir immer wieder die Beobachtung machen, daß das eine oder andere ein ungebührliches Übergewicht erhält. In den beiden Prachtmissalien z. B., die 1861 bei Reiss in Wien und 1912 bei Materassi in Florenz erschienen sind, steht die künstlerische Absicht so weit im Vordergrund, daß diese Bücher nur selten und nur bei festlichen Gelegenheiten benützt werden. Die streng gotische Schrift der Wiener Ausgabe und die gemäßigte mediävallygotische der Florentiner ergeben zwar vielfach recht hübsche Schriftbilder, aber sie lesen zu müssen, ist keine Annehmlichkeit. Beide Ausgaben sind reich ornamentiert und mit zahlreichen Bildern geschmückt, zumal die Florentiner, deren geistiger Urheber, Attilius Razzolini, von Pius X. durch ein längeres Handschreiben ausgezeichnet wurde; beide sind Blüten einer retrospektiven Kunstauffassung, die aus geschichtlichen Quellen gespeist wird und ihre Stilformen der Vergangenheit entlehnt. Der Stil der Bilder kommt an die feierlich-hieratische Haltung der Liturgie nicht heran und ist nicht aus dem Wesentlichen des Buches herausgewachsen, wie es doch sein sollte. In dieser Hinsicht zeigen die Bilder der bekannten Pustetschen Missalien, die von Joseph Klein und später in äußerer Angleichung an ihn von Max Schmalzl geschaffen wurden, bei ihrem Symbolreichtum, trotz mancher künstlerischer Schwächen, weit mehr liturgischen Geist, während die des neuen Gottwald-Missales durch eine gewisse moderne Be-

wegtheit sich wieder weiter davon entfernen.

Es war nur folgerichtig, daß die liturgische Reformbewegung auch dem Missale ihre Aufmerksamkeit zuwandte. Ist es doch unter allen liturgischen Gegenständen wegen seines heiligen Inhaltes der erhabenste und darum auch einer besondern Weihe nicht bedürftig wie die andern liturgischen Geräte und Kleidungsstücke. Als daher die Abtei Maria Laach sich entschloß, ein neues Missale zu schaffen, das dem Ideal möglichst nahekommen sollte, galt es vor allem, einen Meister der Schriftkunst zu gewinnen, der imstande war, die Gedanken der Laacher Mönche künstlerisch zu formen. Die typographische Gestaltung war ja die Hauptsache; etwaige Bilder durften nur eine Nebenrolle spielen.

Es gibt in Deutschland kein buchtechnisches Unternehmen, das mit gleichem künstlerischen Feingefühl die Form der Druckschrift aus dem Inhalt des Schriftwerkes herauszulocken versteht, wie die Bremer Presse in München. Dieser Vorrang ist überall neidlos anerkannt. Und als Pius XI. nach Überreichung der in der Bremer Presse hergestellten Ausgabe von Augustins „Gottesstaat“ sein Entzücken über die herrliche Schrift äußerte und zu ähnlichen Ausgaben ermunterte, durfte man ihr auch die neue Missale-Ausgabe unbedenklich anvertrauen. Den Verlag haben Herder in Freiburg und Zilser in Augsburg übernommen.

Nun wurde rastlos, mehrere Jahre hindurch, gearbeitet. Das erste war die Wahl der Schrift. Sollte man eine neugotische nehmen, ähnlich der von Otto Hupp geschnittenen, die unter der Bezeichnung „Liturgisch“ verbreitet ist und schon durch ihren Namen für eine solche Aufgabe prädestiniert schien? Das war schon aus praktischen Gründen zu mißraten; man durfte das Experiment der Wiener und Florentiner Ausgaben nicht wiederholen. Aber auch aus innern Stilgründen kam eine gotische Schrift nicht in Frage. Denn

die gotische Schrift mit ihren scharfkantigen Buchstaben paßt nicht recht zum Stil der Liturgie, der keine Ecken, sondern nur die einfachsten feierlichen Formen, keine Zackigen, sondern nur still gleitende Rhythmen kennt. Es mußte demnach eine Antiquaschrift gewählt werden, deren Formen den liturgischen Stil weit besser symbolisieren. Wir können es verstehen, wenn jemand in diesen Feinheiten allzustarke Konsequenzmacherei zu sehen glaubt, aber ihre innere Logik wird selbst dort nicht zu bestreiten sein, wo die Empfindung nicht recht mitgehen möchte.

Auf dieser Grundlage nun wurde eine ganze Reihe von Schriften entworfen und wieder verworfen, obwohl es sich nur um Kleinigkeiten handelte, die dem Auge des Nichtkenners kaum auffallen dürften. Das letzte Ergebnis aber ist von vollendeter typographischer Schönheit und trotzdem auch von sehr leichter und bequemer Lesbarkeit. Es ist überaus schwierig, mit Worten die Vorzüge der Schrift zu schildern. Vor allem: die Urtypen sind geschrieben und nicht gezeichnet. Der Duktus der schreibenden Hand begleitet den Leser im Gegensatz zu andern Missalien-Ausgaben, deren Schrift die Maschine verrät. Wundervoll abgewogen sind sodann Höhe und Breite der Buchstaben, das Gradverhältnis von Dick- und Dünnstrich, der Abstand der Zeilen, das Verhältnis von Satzspiegel und Papierrand, von Kleinschrift und Initialen, welche letztere, auch wo sie ornamentiert sind, das Schriftbild nie beunruhigen. Leere Zwischenräume oder gar Leeradern, die sich durch mehrere Zeilen winden, dürfte man kaum finden. Selbst einzelne Buchstaben wurden — für den Beschauer nicht merklich — wo es not tat, verbreitert, um solchen Sagmängeln zu entgegen. Beim Kanon mit seiner größeren Schrift wären trotzdem solche Leerstellen nicht zu vermeiden gewesen, wenn der zweispaltige Druck beibehalten worden wäre. Die Zeilen wurden hier darum durchgezogen, was neben dem ästhetischen Gewinn diesen Meßteil auch äußerlich noch besonders hervorhebt und die Wirkung der größeren Buchstaben noch ver-

stärkt. Besondere Sorgfalt wurde auf den Notensatz verwendet, dessen einzelne Zeilen den musikalischen und textlichen Perioden, soweit nur immer möglich, entsprechen. Trotz dieser Rücksichtnahme auf den innern Aufbau sind Notensatz und Notenbild klar und ruhig.

Und nun lasse man wohllos einige Seiten des Buches auf sich wirken. Wie der ruhig-feierliche Fluß gregorianischer Melodien gleiten diese Zeilen dahin und formen sich zu Seiten von vollendetem Ebenmaß. Da bedarf es weder der roten Randlinien noch reicher Zierstücke, um vornehm zu wirken. Ehrlich und schlicht ist das Kleid, fast möchte ich sagen: von neuer Sachlichkeit, wenn dieses Wort nicht zu belastet wäre. Trotzdem würde ich mich nicht wundern, wenn einige, an die üblichen Missalien gewöhnt, vorerst von dem ihnen völlig neuartigen Schriftbild befremdet wären. Solchen kann man nur raten, ein älteres Missale neben das neue zu legen und vorurteilslos zu vergleichen. Es kann nicht zweifelhaft sein, welcher Wettbewerber schließlich den Sieg davonträgt. Der Versuch ist schon wiederholt gemacht worden.

Dem neuen Missale sind nur zwei Bilder in schwarzen Umrißzeichnungen beigegeben. Man wird in ihnen kaum das Ideal und eine endgültige Lösung finden können. Sie wirken etwas leer und rufen nach Füllung der Flächen, zumal bei dem großen Seitenformat. Die Verstärkung mancher Umrißlinien hilft diesem Ubel wenig ab. Sind Missalienbilder überhaupt zu empfehlen? Schon die uralte Tradition, liturgische Bücher mit Bildern zu schmücken, kündet ein echt menschliches Bedürfnis. Trotz der Objektivität der kultischen Handlungen tut es auch dem Priester gut, zu Zeiten, wo es angebracht ist, in eine besondere Feststimmung versetzt zu werden, wozu meist schon das Vorhandensein eines würdigen Bildes genügt. Daß jede Art naturalistischer Darstellung eine Sünde gegen die Form der Liturgie wäre, bedarf wohl keiner weiteren Begründung. Sind aber episch-erzählende Bilder auszuschießen, wie schon behauptet wurde? Ein Grund dafür ist nicht einzusehen.

Enthalten doch die Meßtexte selbst mancherlei Erzählungen aus der Heiligen Schrift. Was dem Text recht ist, das ist dem Bilde billig. Es kommt nur darauf an, wie es gestaltet wird. Im Zyklus „Aus dem Leben des hl. Benedikt“ zu Montecassino, auch schon unter den altchristlichen und mittelalterlichen Ikonen, finden sich manche erzählende Bilder, deren Form als Muster dienen könnte. Aber freilich, wo sind heute Meister von solcher Stilkraft, die Schrift und Bild zu einem einheitlichen Ganzen zusammenzuschmelzen wissen?

Über die praktischen Vorzüge des neuen Missales brauchen wir uns hier nicht zu verbreiten; sie können aus den Ankündigungen ersehen werden. Ob kleine Meßdiener imstande sind, das schwere Buch zu tragen, wird die Erfahrung zeigen; bei Erwachsenen spielt dieser Umstand ja keine Rolle. Daß das Papier an Zähigkeit, Oberflächenbehandlung und Ton den hohen Absichten entspricht, braucht bei den Arbeiten der Bremer Presse nicht erst versichert zu werden. Von der Drucktype bis zum Einband gibt es keinerlei Einzelheit, die nicht sorgfältig durchgeprüft wäre. So kann man dem Buch nur den Erfolg wünschen, den es ob seiner adeligen Gestalt verdient. Josef Kreitmaier S. J.

Katholische Jungarbeiterbewegung in Belgien¹

Der Gründer der J. O. C. (Jeunesse ouvrière chrétienne), der belgische Abbé Jo-

seph Cardijn, stellte sich selber dadurch vor, daß er folgende Episode aus seiner Knabenzeit erzählte: „Es war am Vorabend des Tages, an dem ich zum ersten Male in die Fabrik gehen sollte. Ich stieg mit meinen Brüdern und Schwestern die Stiege in unsere Dachkammer hinauf. Als jedoch alle im Bette lagen, schlich ich barfuß wieder in die Küche hinab, wo mein Vater und meine Mutter trotz der späten Stunde noch in der gemütlichen Ecke plauderten. Schwestern kam ich heran. ‚Vater‘, sagte ich, ‚ich habe dich noch etwas zu fragen. Bitte, laß mich studieren!‘ ‚Aber du weißt doch‘, antwortete mir mein Vater, ‚daß du der älteste bist, und daß wir darauf rechnen, deine Mutter und ich, daß du uns hilfst, deine Geschwister zu ernähren.‘ Ich wagte auf meiner Bitte zu bestehen: ‚Vater, ich habe in mir den Ruf Gottes verspürt. Ich möchte Priester werden.‘ Mein Vater war bewegt. Zwei große Tränen kamen ihm aus den Augen. Meine Mutter wurde weißer als die Küchenwand. Und mein Vater sagte dann zu meiner Mutter: ‚Frau! Wir haben schon viel gearbeitet. Aber wenn wir dieses Glück haben, wir armen Arbeiter, gut, dann werden wir noch mehr arbeiten!‘ — Eines Tages hielt ich ein Telegramm in Händen: ‚Vater schwer krank.‘ Ich reiste sofort ab, fand meinen armen Vater in der Stube auf seinem Lager ausgestreckt und kniete bei ihm nieder. Mit seiner alten, runzeligen, von der harten Arbeit abgenützten Hand gab er mir den Segen, und ich konnte ihm noch während seines ganzen Todeskampfes beistehen. Und dort bei diesem Manne, der so stark, so groß war, habe ich den Eid geschworen, mich für die Arbeiterklasse ganz hinzugeben, mich aufzureiben, mich für sie umzubringen.“

¹ Anmerkung der Schriftleitung: Der Verfasser schildert die Verhältnisse auf Grund eines längeren Aufenthaltes in Belgien. Seine Ausführungen, besonders die Schilderung der Zustände in den Betrieben, gehen von belgischen Verhältnissen aus. Sie sind daher selbstverständlich auf die deutschen Verhältnisse, die dank einer jahrzehntelangen Arbeit in Sozialpolitik und Jugendführung ein wesentlich anderes Bild bieten, nicht ohne weiteres übertragbar. Wir weisen auf die Abhandlung „Die katholische Jugend Belgiens“ in dieser Zeitschrift (1929 Band 116, S. 460/62) hin. Dort wurde die junge bel-

gische Bewegung namentlich mit Rücksicht auf die deutschen Verhältnisse geprüft. Heute ist noch hinzuzufügen, daß Belgien ein Land blühender Wirtschaft, Deutschland größter Arbeitslosigkeit und Not ist. Wir freuen uns, daß endlich auch in unsern westlichen Nachbarländern katholische Volks- und Werkjugend erwacht, und hoffen, daß sie dem jungen katholischen Deutschland ehrlich die Bruderhand reicht.